



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

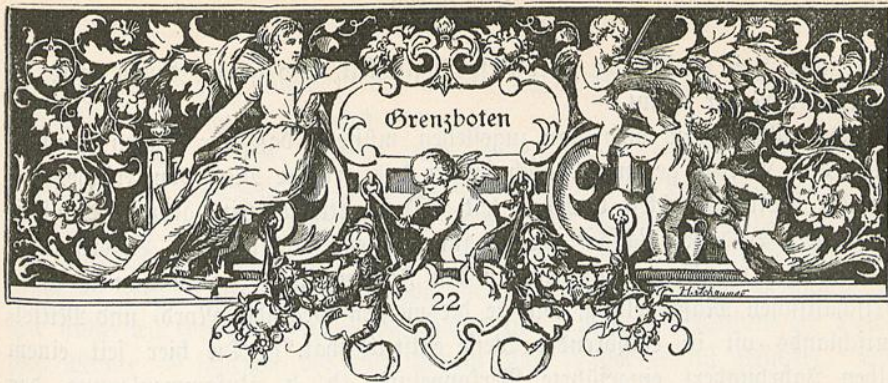
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heimatschutz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Heimatschutz



in spanischer Novellist schreibt über die Modernisierung von Sevilla: „Die Lokalfarbe und die Nationalphysiognomie schwinden dahin, dank diesem modernen Prokrustes, den man Zivilisation nennt. Aber eine solche Ansicht darf man nicht laut werden lassen, ohne daß sie sofort von der Stimme der Allgemeinheit erstickt wird, die einzig von dem modernen Prinzip der materiellen Wohlfahrt durchdrungen und beherrscht ist.“ Zu diesem spanischen Thema einige deutsche Variationen zu geben ist der Zweck dieser Zeilen.

Wer heute mit tiefem Bedürfnissen des Gemüths seine Zelle verläßt, um draußen Erquickung zu suchen, der muß sich von vornherein auf Nackenschläge gefaßt machen. Und das von Jahr zu Jahr mehr. Was haben die letzten Jahrzehnte aus der Welt und insbesondre aus Deutschland gemacht! Was ist aus unsrer schönen, herrlichen Heimat mit ihren malerischen Bergen, Strömen, Burgen und alten Städten geworden, seitdem sie Dichter wie Uhland, Schwab und Eichendorff zu unvergänglichen Liedern begeistert, seit Ludwig Tieck, Arnim und Brentano die Wunderwildnis des Heidelberger Schlosses gepriesen haben! Der Gesichtskreis des Einzelnen ist ja verschwindend klein im Vergleich zu dem großen Vaterlande; um so erschreckender ist, was jeder, der seine Augen offen hält, innerhalb dieses engsten Rahmens unablässig an Veränderungen zu erleben hat, die ebenso viel Vernichtungen bedeuten. Auf der einen Seite Ausbeutung aller Schätze und Kräfte der Natur durch industrielle Anlagen aller Art, Bergewältigung der Landschaft durch Stromregulirungen, Eisenbahnen, Abholzungen und andre schonungslose, lediglich auf Erzielung materieller Vorteile gerichtete Verwaltungsmaßregeln, mag dabei an Schönheit und Poesie zu Grunde gehen, was da will; auf der andern Seite Spekulationen auf Fremdenbesuch, widerwärtige Anpreisung landschaftlicher Reize, und

zu gleicher Zeit Zerstörung jeder Ursprünglichkeit, also gerade dessen, was die Natur zur Natur macht.

Im allgemeinen wird man zugestehen müssen, daß der Süden Deutschlands dem Norden gegenüber noch immer das größere Maß von Frische, von gesunder Volkstümlichkeit bewahrt hat. Dem entspricht in gewisser Hinsicht das äußere Bild des Landes. Noch sind Baden, Württemberg, Baiern mehr oder weniger verschont geblieben von den Folgen einer so gewaltfamen landwirtschaftlichen Maßregelung, wie sie die meisten Gegenden Nord- und Mitteldeutschlands oft in empörender Weise entstellt hat.*) Die hier seit einem halben Jahrhundert eingeführte Verkoppelung (d. h. Zusammenlegung der bäuerlichen Grundstücke zu dem Zwecke bequemerer Bewirtschaftung) überträgt das kahle Prinzip der geraden Linie und des Rechtecks so blind in die Wirklichkeit, war und ist darum in ihrer praktischen Durchführung so brutal, daß eine Feldmark, über die das Unwetter dieser Regulierung dahingezogen ist, aussieht wie ein fleischgewordnes nationalökonomisches Rechenexempel. Die Herrschaft des Menschen über die Dinge der Außenwelt ist hier nicht mehr die des Hausvaters über sein Gesinde, die dem Untergebenen neben aller Dienstbarkeit doch auch ein gewisses Recht selbständigen Daseins zugesteht: nein, die Natur ist zur Sklavin erniedrigt, der ein Joch abstrakter Nutzungssysteme, das ihr völlig fremd ist, gewaltfam aufgezwängt, deren Leistungsfähigkeit ausgepreßt wird bis auf den letzten Tropfen. Begradigte, zu Gräben umgewandelte Bäche, begradigte Waldgrenzen, schnurgerade, breite, unter Umständen steil bergansteigende Feldwege, nirgends mehr ein Hohlweg oder eine feuchte Stelle mit der ihr eignen wilden Pflanzen- und Tierwelt, nirgends eine Hecke oder ein Busch am Ackerrand oder in der Wiese, wo ein Landmann, ein Wanderer rasten, ein Singvogel nisten könnte**) — das ist das trostlose Bild einer so zugerichteten Gegend.

Wer an der eignen Heimat solche Verstümmelung erlebt hat, der atmet dann freilich auf, wenn er im badischen Lande die Freiheit natürlicher Linien, die schöne, gleichsam liebevolle Vermählung wiederfindet, die die verschiedenen

*) Eine erquickliche Ausnahme macht das Fürstentum Lippe-Detmold.

**) Zu der Zerstörung der Vogelbrutstätten bei uns, die nicht nur eine Folge der Verkoppelungen und Gemeinheitssteilungen, sondern überhaupt des kahlen Nationalismus unsrer wirtschaftlichen Maßnahmen ist, gesellt sich der Vogelmassenmord auf der ganzen Erde. Zum besten der Millionen von Modenarrinnen der zivilisirten Welt, die ihre Hüte in haarsträubender Geschmacklosigkeit mit Vogelfedern und Vogelleibern herausputzen, werden die herrlichsten Arten der Tropenwelt, Silberreiher, Kolibris usw. der Vernichtung preisgegeben. Und wenn nicht in den südeuropäischen Mittelmeerstaaten dem leichtsinnigen Morden unsrer Rotkehlchen, Meisen, Schwalben und anderer Singvögel durch strengste Gesetzgebung gewehrt wird, so wird es bald dahin kommen, daß auch dieses Stück unsers Naturlebens zu den Toten geworfen wird. Wollen die Regierungen nicht endlich die Augen aufthun und sich zu gemeinsamen Schritten diesem drohenden Elend gegenüber aufraffen?

Teile der Landschaft, Wald, Bach, Wiese, Acker, Busch und Obstbaum, Weg und Steg mit einander eingehen.

Und auch in den Dörfern und Weilern, wie reichlich ist in manchen badischen und schwäbischen Landstrichen noch die alte, volkstümliche Bauart erhalten, im Vergleich wenigstens zu Nord- und Mitteldeutschland, wo leider das Fabrik-schema öder roter Backsteinkasten oder anderer großstädtischer Häßlichkeiten auch in den Dörfern schon viel allgemeinen Eingang gefunden hat. Die äußersten Grenzarten — im Süden die Alpen, im Norden die Heiden und Moore — schienen bis vor kurzem vor solcher Unbill gesichert. Aber wie sich in dem niederländischen Tiefland neuerdings das mächtige, uralte, beinahe noch Taciteische Haus nach zweitausendjähriger Bewahrung und Alleinherrschaft die Nachbarschaft schaler moderner Eindringlinge gefallen lassen muß, so beginnt man gar auch in den bairischen und Tiroler Bergen statt der malerischen, lebensvollen Gebirgshäuser Willen nach städtischer Schablone zu bauen.

Daß es in den Städten, die für jedes Neue den Ton angeben, noch zehnmal schlimmer aussieht, versteht sich von selbst. Wohl bestehen Gradunterschiede der Geschmack- und Pietätlosigkeit zwischen der einen und der andern, aber im großen und ganzen ist die Durchsetzung mit Mietkasernen, mit prahlerisch massiger moderner Architektur überall dieselbe; Spekulationswut, gedankenlose Sucht nach Neuerung und leerer Eleganz räumen hier wie dort mit dem charaktervollen Erbe der Vorzeit auf.

In Konstanz — um ein Beispiel gerade aus dem Badischen anzuführen — agitiren zur Zeit, wie verlautet, gewisse Kreise dafür, daß in dem prächtig ehrwürdigen Konzilienhaus der große Saal, in dem sich Huß vor dem geistlichen Gericht zu verantworten hatte, „nutzbar“ gemacht werde. Diese Leute möchten den mächtigen Raum, der zwar vor einigen Jahrzehnten in leider nicht ganz geschmackvoller Weise renovirt wurde, immerhin aber doch in seiner ursprünglichen Gestalt im wesentlichen bis heute erhalten worden ist, zu einer Sängerkapelle herrichten und mit dem Ganzen einen dementsprechenden Umbau vornehmen. Hoffentlich ist man an maßgebender Stelle Manns genug, diesen und ähnlichen Gedanken, die auf die Schändung eines der bedeutendsten Baudenkmäler Deutschlands abzielen, so abzufertigen, wie sichs gebührt.

Die Kommission zur Erforschung und zum Schutz der Denkmäler der Provinz Sachsen erließ kürzlich einen Aufruf, dem die ernsteste Beachtung und Beherzigung nicht nur in Konstanz, sondern allerorten zu wünschen wäre. Darin heißt es unter anderm: „Mehr als je sind die Denkmäler der Vergangenheit unsers deutschen Volkes in der alles umgestaltenden Gegenwart des Schutzes bedürftig. Das gesteigerte Erwerbs- und Verkehrsleben unsrer Tage bedroht die Schöpfungen der Vorzeit wie nie zuvor und vermindert ihren Bestand in weit höherem Maße, als es vordem Brände, Kriege oder

rohe Zerstörungswut gethan haben. Unfre Städte, unfre Dörfer verwandeln fast vor unsern Augen ihr Aussehen; die alten Bauernhäuser in ihrer scharf ausgeprägten Eigenart, die alten Häuser der Städte mit ihren sinnvollen Inschriften, dazu Thore und Türme und mit ihnen die alten malerischen Straßenbilder schwinden mehr und mehr; und mit den Häusern zugleich schwinden die alten Kunstwerke, die sie schmückten, schwindet der alte edle Hausrat, der sie füllte. Selbst vor manchen Kirchengebäuden und vor andern denkmalartigen Bauten hat der vorwärts hastende Schritt der Gegenwart nicht Halt machen wollen und hat sie in ihrem Bestande bedroht. Diese Denkmäler der Vorzeit, die Zierde unsers Landes, der Stolz unsers Volks, wie sind sie doppelt teuer dem, den sie als altvertraute Bilder aus der Kindheit bis ins Alter begleiten, dem sie die Stätte seines Lebens und Schaffens bedeutungsvoll bezeichnen! Und doch sind sie noch mehr: als Schöpfungen der Kunstübung unsrer Väter sind sie uns nicht bloß Quellen des Genusses, sondern auch vielfach Vorbilder für das eigne Schaffen.“ Die letzten Worte sind vor allem auch in dem Sinne zu betonen, daß es nicht genug ist, wie es jetzt so vielfach geschieht, etwa eine einzelne gotische Kirche zu erhalten und herauszuputzen, rings um sie her aber sich ungescheut im „Freilegungswahn“ (nach Sittes*) Ausdruck) und in der Errichtung von modernen Phrasenbauten jedes Schlages und Stiles zu ergehen, sondern man sollte sich bemühen, von den gedankenreichen, gemütvollen, wahrhaft schöpferischen Werken der Alten zu lernen und in ihre Nähe nichts andres zu bringen wagen, als was ihrem Geist und Sinn gemäß ist. Daß das erste hie und da geschieht, dafür zeugt freilich eine Reihe von Bauten ernstgerichteter neuerer Architekten. Dennoch sind und bleiben wir von dem zweiten noch immer unendlich weit entfernt, weil der Tüchtigkeit einzelner Künstler ein Heer fabrikmäßig arbeitender Bauunternehmer gegenübersteht, die in allen Stilgattungen herumspuschen, und denen wir es zu danken haben, daß gewisse neue Stadtviertel und Villenvororte, die besonders elegant sein sollen, aussehen, als ob mit den Flickern aller Zeiten und Länder Komödie gespielt werden sollte. Dem entspricht dann die Gesamtstimmung unser Zeit, die ohne jedes Verständnis für ideale Bestrebungen ausschließlich in dem Jagen nach äußerem Glanz und Effekt, nach Bequemlichkeit und materiellem Genuß befangen ist. Das höchste, wozu sich die Mode versteigt, ist ein deutschtümelndes Kokettiren mit einigen Außerlichkeiten mittelalterlicher Stile, das dann auf dem Hintergrunde der allgemeinen Banalität einfach abstoßend wirkt.

Was sind für die ungeheure Mehrheit der heutigen Menschen geschichtlicher Sinn und echtes Schönheitsgefühl! Verklungne Worte, deren Bedeutung sie kaum mehr ahnen. Wenn die Durchschnittsleute der Gegenwart ein Haus,

*) Vgl. das geistvolle Buch des Wiener Architekten Sittes über den modernen Städtebau.

eine Straße, eine Stadt „schön“ nennen, so kann man sicher sein, daß sie so ziemlich alles dessen bar sind, was ihnen in den Augen eines vernünftigen Menschen Reiz und Interesse verleihen würde. Sa die Traulichkeit, die früher, und zwar in den verschiedensten Stilzeiten, so sehr den Grundzug des deutschen Hausbaus ausmachte, daß die ganze Erscheinung des Hauses auch nach außen hin erwärmend von ihr durchdrungen war, ist wie verschollen. Nichts ist dafür bezeichnender als die vom Rohbau unzertrennlichen, nach Eisenbahnschuppen schmeckenden flachen Bogen der Fensterumrahmungen und die noch allgemeiner verbreiteten möglichst großen Fensterscheiben ohne Kreuzungen: eine der ungemütlichsten Erfindungen der Neuzeit, der Inbegriff des Hohlen, Glatten, Langweiligen, aber trotzdem das Ideal aller Vornehmthuer vom Millionär bis zum Schurfslicker. Wie ferner ein an sich richtiger Gedanke durch Übertreibung endlich zum Aberwitz werden kann, das beweist die wahrhaft lächerliche Ausartung des Strebens nach Luft und Licht. Ihm zu Ehren prangen die meisten Modepaläste mit Fensteröffnungen von Scheunenthorggröße, jedem Gefühl für Verhältnisse in Gemeinschaft mit der unvernünftigen Höhe der Stockwerke Hohn sprechend; aber das um diesen Preis errungne Sonnenlicht wird durch dreifache, dicke und dünne, helle und dunkle Vorhänge so gründlich wieder unschädlich gemacht, daß ein gewöhnlicher Sterblicher aus Mangel an Luft und Licht am liebsten das Zeug zerreißen und die Riesenscheiben zerschlagen möchte.

Ludwig Richter schildert in seinen Lebenserinnerungen das alte malerische Meißen, wo er sieben Jahre seines Lebens von 1828 bis 1835 zubrachte, und schließt dann mit der Klage: „Die moderne Kultur hat allerdings manche grelle, häßlich störende Dissonanzen in dies harmonische Gebilde getragen, die für das Künstlerauge eine Wirkung hervorbringen, wie der gellende Ton einer Dampfpeife in einem Mozartschen Hymnus.“ Wie viel schlimmer ist es geworden, seit diese Worte geschrieben sind, und wie wenig Stellen in Deutschland giebt es noch, von denen man sagen könnte, diese Schilderung treffe nicht zu! Sie würde ja für die meisten Städte heute viel zu gelind gehalten sein. Der Unverstand, die kalte Rücksichtslosigkeit, mit der die äußersten Widersprüche neben einander gestellt werden, macht sich besonders peinlich in Norddeutschland fühlbar, wo der Rohbau,^{*)} von den Baugewerkschulen immer neu gezüchtet, als Modkrankheit in Stadt und Land grassirt und die Unvereinbarkeit des Alten und des Neuen schon durch die Härte seiner Farbenwirkung ins grellste Licht setzt. Städte wie Braunschweig, Hameln, Hildesheim, Halberstadt und andre liefern hierfür die beklagenswertesten Beispiele. Dem gegenüber kann Tübingens Vorgang zur Nachahmung empfohlen werden, wo die

^{*)} Es ist wohl nicht nötig zu bemerken, daß die Plattheiten dieses modernen Rohbaus nichts gemein haben mit der reizvollen, feingeliebten Backsteinarchitektur des Mittelalters.

Stadtverwaltung wenigstens das durchgesetzt hat, daß in dem altertümlichen Teile der Stadt kein Haus gebaut werden darf, das den einheitlichen Charakter der Umgebung durch Stil und Verhältnisse stören würde.

Es ist bekannt, daß in Preußen bis vor kurzem für die ganze Monarchie nur ein einziger Mann damit betraut war, die Überwachung der Baudenkmäler und sonstigen Altertümer zu besorgen. In diesem Jahre ist endlich der erfreuliche Fortschritt zu verzeichnen, daß für jede preussische Provinz ein besondrer Konservator ernannt und auch Bezirkskommissionen eingerichtet worden sind. Aber wie wenig hat eine solche Maßregel zu bedeuten, solange sie sich nur auf Gebäude und Gegenstände bezieht, die sich im öffentlichen Besitz befinden! Eines der schönsten, stattlichsten mittelalterlichen Privathäuser, durchaus wohl erhalten und auch durch seine Lage ausgezeichnet, war der „Stern“ am Kohlmarkt in Braunschweig. Als sich vor einigen Jahren ein Bauspekulant, dem Gerücht nach mit Aussicht auf Erfolg, bei dem Besitzer um den Platz bemühte, war die Entrüstung in gebildeten Kreisen der Stadt so groß, daß die Wohlhabendern eine bedeutende Summe aufbrachten, um das Gebäude anzukaufen und zu retten. Aber der Spekulant bot noch höher, und der alte „Stern“ hat einem großen, elegant aufdringlichen Neubau weichen müssen. Ist es nicht unerhört, daß die unersetzlichsten vaterländischen Besitztümer bis zum heutigen Tage schutzlos sind, daß es keine Gesetze giebt, das jedes irgendwie wertvolle Vermächtnis der Vorzeit, auch wenn es sich in Privatbesitz befindet, vor leichtfertiger Vernichtung oder Entstellung sichert, sei es durch Zwangsentziehung oder in welcher andern Form?

Der oben erwähnte Erlaß der sächsischen Provinzialkommission nennt die Denkmäler ein teures Erbe, an dem sich das Verständnis für die Geschichte unsers Volks bilden, an dem sich die Heimats- und Vaterlandsiebe kräftigen kann und soll, und denkt dabei natürlich zunächst an die Denkmäler von Menschenhand. Aber diese Worte gelten in gleichem Maße für die Gestaltungen der landschaftlichen Natur, die mit Kunstdenkmälern vereint erst die gesamte überlieferte Physiognomie des Vaterlands bestimmen. Ebenso wie sie sind sie idealer Gemeinbesitz des Volks, und ebenso wie sie sind sie für alle Ewigkeit unersetzlich, wenn sie einmal dem Drange, dem Scheinvorteil des Augenblicks, dem kleinen Begehren des Einzelnen hingeopfert sind. Diese kostbaren Erbgüter der beständigen Gefährdung, der sie durch die Rücksichtslosigkeit des modernen Materialismus preisgegeben sind, zu entziehen, in der Jugend Ehrfurcht und Liebe für sie als für die unverletzlichsten Heiligtümer zu wecken und zu pflegen, das wäre ein solideres Förderungsmittel für Heimat- und Vaterlandsiebe als Feuerwerk und Blumenguirlanden samt allen schönen Reden, mit denen heute patriotische Festtage im Übermaß gefeiert zu werden pflegen. Na das würde die wahre „Ehrung“ der großen Heldengestalten sein, denen wir die Einigung des Vaterlands verdanken, bedeutungsvoller und frucht-

bringender als die gutgemeinte, aber herzlich geschmacklose Errichtung von Erz- oder Steindenkmälern an Orten, wo sie nicht hingehören und nur die tiefere poetische Weihe der Stätte stören, wie auf dem Kyffhäuser und an der Porta Westfalica.

Über die tiefgreifenden Entstellungen, die die Landschaft im nördlichen und mittlern Deutschland durch die Vorkoppelungen erlitten hat, ist schon gesprochen worden. Mit ihnen pflegen die Gemeinheitsteilungen Hand in Hand zu gehen, die mit den Ängern auch Hirten und Herden verschwinden machen, schöne, lebendige Bilder ländlicher Ursprünglichkeit vernichten und die ungesunde Stallfütterung an die Stelle der natürlichen Verhältnisse der Viehzucht setzen. Schon Hoffmann von Fallersleben klagt:

Und der Winter war vergangen,
 Und der Sommer ging herum,
 Und es zog mich heiß Verlangen
 Nach der Heimat wiederum.
 Doch es trieb kein Hirt zur Weide
 Seine Herd' am Waldesaum,
 Denn sie teilten sich die Heide,
 Jeden Strauch und jeden Baum.
 Ja, so haben sie's getrieben:
 Alles wurde Wief' und Feld!

So trieben sie's und treiben es noch heute und vertreiben mit jeder Poesie und jedem Reiz des natürlichen Lebens zugleich die guten Geister, die für die Erhaltung der Seßhaftigkeit und des naiven Wohlgefühls der Landbevölkerung*) sorgen halfen. Tief in dasselbe Gebiet gehören endlich auch die Forstablösungen mit ihren in das soziale Leben der ländlichen Bevölkerung eingreifenden, verhängnisvollen Folgen, die darzulegen hier zu weit führen würde. Die Wirkung aller dieser Dinge auf die Landschaft liegt auf der Hand: wie eine gemachte Blume nie zu einer wirklichen wird, wie ein Pflanzwald eigentlich kein Wald mehr ist, so ist alles, was die Natur oder der unmittelbare Trieb des Volkes (der auch Natur ist) schöpferisch hervorbringt, auf keine Weise zu ersetzen durch die Erzeugnisse rationeller Maßregelungen. Auch die Gestaltung der Feldmarken mit ihren Wegen und Begrenzungen ist ein geschichtliches Naturprodukt, und wie vernünftig jener Volksinstinkt verfährt, während vom grünen Tisch aus die unglaublichsten Thorheiten mit Wasserläufen und Erdboden vorgenommen werden, das muß man erlebt haben, um es in seiner ganzen Tragweite zu begreifen. Die Forstabfindungen, deren Wirkung für die Erscheinung abgesehen

*) Über die Verödung des Landlebens und die daraus entspringenden Gefahren sagt Heinrich Sohnrey vortreffliches in seiner Schrift „Die Bedeutung der Landbevölkerung im Staate.“

von den neuen künstlichen Begrenzungen sich auch in der Verminderung des Waldbestandes kundzugeben pflegt, während sie in sozialer Beziehung den Grund zur Verarmung und Lockerung der von ihnen betroffenen Gemeinden legen helfen, kennzeichnen zugleich das Bestreben, das in der modernen Forstwirtschaft jede andre Rücksicht verdrängen zu wollen scheint. Der Wald mit seinen Erträgen wird zur Ware herabgewürdigt. Er soll nichts weiter sein als ein Kapital, dessen Nutznießung auf den höchsten Grad zu steigern ist. Die peinliche Ausnutzung des Bodens, das Verschwinden aller Lichtungen, aller Waldwiesen, dieser reizenden Sammelpätze des Wildes mit ihren einsamen Blumen und Insekten, die oft übertriebne Reichlichkeit von Wegenlagen für die Holzabfuhr, von weithin sichtbaren Abgrenzungen der Reviere, die erbarmungslose Ausrottung aller Bäume und Büsche, die das Unglück haben, auf die Proskriptionsliste der sogenannten „Forstunkräuter“ gesetzt worden zu sein, obwohl sie zum Teil zur Wiederbelebung der Holzindustrie von größtem Nutzen sein könnten — alles dieses und noch vieles andre deutet auf dieselbe Quelle. Am einschneidendsten aber macht sich die Herrschaft des pekuniären Gesichtspunkts in dem Aussterben wirklich alter Waldbestände fühlbar, in den immer knapper werdenden Zeiträumen des Umtriebes. Nicht nur daß die eigentlichste Herrlichkeit und Ehrwürdigkeit des Waldes mit dieser Baumriesenwelt zu Grabe getragen wird: auch der volkstümlichen Bauart, die wesentlich an die starke Mitwirkung des Holzes, namentlich des Eichenholzes gebunden ist, wird damit der Todesstoß versetzt, und zu gleicher Zeit wird der Holzindustrie, besonders der häuslichen, vollends der natürliche Boden entzogen. Und was tritt an die Stelle? Vor allem die Pappe und das Papier. Im Harz z. B. räumt ein Laubwald nach dem andern der Fichte den Platz, deren dichtgedrängte Pflanzbestände nach kurzem Wachstum geschlagen werden, um an „Kartonnagefabriken“ zur Umwandlung in Pappe und Papier verkauft zu werden. Wir aber genießen dafür das Glück, jedes Stück Seife, jedes halbe Pfund Eier nudeln in besondern Kartons nach Hause zu tragen und unsern Papierkorb täglich mit unzähligen Emballagen von der dünnsten bis zur dicksten Sorte, mit bedrucktem Briefpapier und Briefumschlägen, mit opulenten Anzeige-, Einladung- und Glückwunschkarten, mit Hesten, ja Büchern ungelesener illustrierter Reklamekataloge frisch füllen zu können. Eine Anhäufung halb widerlicher, halb lächerlicher Überflüssigkeiten. Nicht überflüssig bloß für die Herren Fabrikbesitzer, die bei ihrer Fabrikation reich werden, und für den Staatsfädel, der den doppelten Vorteil genießt, seinen Wald möglichst rasch in möglichst viel Geld umzusetzen, zugleich aber auch die Steuern seiner Großindustriellen einzuheimsen.

Während aber die genannten Verwaltungsmaßregeln nur allmählich für den flüchtig Durchreisenden kaum bemerkbar ihr Zerstörungswerk vollziehen, giebt es andre Dinge, die auch dem Blödesten in die Augen springen. In

einem Teile des Wesergebirges hatte kürzlich ein Oberförster die ganze Reihe prächtiger, den Kamm des Bergzuges schmückender Dolomitklippen an eine Aktiengesellschaft verhandelt, die sie abbrechen und daraus Thomasphosphatmehl herstellen wollte zur Düngung der Äcker. Zum Glück kreuzte die vorgesetzte Behörde den Plan. Jetzt tauchen dieselben oder ähnliche Spekulanten an anderer Stelle wieder auf, wo es sich leider um Privateigentum handelt, und wo eine Felsgruppe, die sogenannte Lippoldshöhle, gefährdet wird, die im frühen Mittelalter mit ihren Spalten und Gängen zu einem burgartigen Schlupfwinkel ausgestaltet wurde. Noch ist es ungewiß, ob es gelingen wird, die Vernichtung dieses einzigen, ebenso geschichtlich interessanten wie landschaftlich reizvollen Punktes zu retten. Die empörenden Vermüstungen, die die Felspartien der Sächsischen Schweiz, namentlich am Elbufer, durch Steinbrüche erlitten haben, sind bekannt. Fast überall läßt sich dort Sandstein brechen, also auch an einer Fülle von Punkten, wo die Landschaft keine wesentliche Einbuße erzielen würde. Aber die bequemere Gelegenheit für den Transport, der größere Geldgewinn, der in Aussicht steht, giebt den Ausschlag. Am rechten Rheinufer, etwa Remagen gegenüber, werden neuerdings Basaltkegel angetastet, deren wundervolle Linien im Verein mit denen des Siebengebirges bisher, von der Bonner Gegend aus gesehen, ein Gesamtbild gaben, wie es in Deutschland einzig dasteht. Schon jetzt beginnen die Spuren des Zerhackens die herrlichen Umrisse zu schädigen; aber noch wäre es Zeit, das Schlimmste abzuwenden. Im Vergleich damit sind die Steinbrüche im Neckarthal erfreuliche Erscheinungen. Sie vernichten nicht malerische, von der Natur selbst geschaffne Felsbildungen oder Bergkonturen, sondern treffen meist gleichgiltiges Gelände, ja sie werden, wenn sie verlassen und verwittert sind, eher den Eindruck der Thalmwände beleben. Freilich ist ihre Zahl schon jetzt sehr beträchtlich, und sie dürfte kaum noch vermehrt werden, ohne dennoch das Landschaftsbild dauernd zu beeinträchtigen.

Von den zahllosen Grausamkeiten gegen die Natur, die die Eisenbahnen auf dem Gewissen haben, ist eine der unverantwortlichsten die, die gegen das Höllenthal bei Freiburg im Breisgau verübt worden ist. In so wundervoller Fülle auch noch heute der herrlichste Wald die Abhänge bedeckt, so unvergleichlich malerisch auch Fels und Burgtrümmer am Hirschsprung die Welt abzuschließen scheinen, die große, einsame Poesie dieses Thales verträgt nicht den Dampf der Lokomotive; die riesenhaften Steindämme, die errichtet werden mußten, um den Schienenstrang zu tragen, die rauchgeschwärzten Löcher der Tunnel, die kahlen Telegraphenstangen mit ihren Drähten, das alles durchbricht so beständig das Bild, daß man nirgends mehr imstande ist, voll und frei die Stimmung nachzuempfinden, die ehemals über dieser wunderbaren Schlucht lag.

Deutschland hat neben einer bedeutenden Anzahl schöner alter und auch neuer Steinbrücken leider eine mindestens eben so große Zahl eiserner, die fast

ausschließlich häßlich*) sind: Eisenbahnbrücken und andre. Allen diesen ist es mehr oder weniger gelungen, ihre Umgebung gleichsam auszulöschen, mag sie an sich noch so anmutig sein, so z. B. oberhalb Dresdens, wo die Elbufer seit einigen Jahren durch ein riesiges Stangenwerk verbunden werden, das beinahe die halbe Höhe des Loschwitzer Abhangs erreicht. Die brutalste Wirkung aber bringt doch der ungeheure Eisenkasten hervor, der auf zwei Riesensteinpfeilern ruhend den Eingang zu dem wilden Seitenthal des Höllenthals, zur Ravennaschlucht bei Hüllsteig überbrückt. Freilich an und für sich gewiß ein erstaunliches technisches Kunststück! Aber was soll man dazu sagen, wenn die beispiellose Verunglimpfung, die dieses Ungetüm an dieser Stelle hervorbringt, auch noch photographirt und in allen Gaststuben und allen Schaufenstern der Kunstläden ausgehängt wird? Ganz nach dem Muster der großen Dampfbrauereien und sonstigen Fabriken, auf deren Reklameschildern alle Häßlichkeiten ihrer Betriebsgebäude und Schornsteine auf dem Hintergrunde der armen von ihnen ruinirten Landschaft sich wohlgenut breit machen, je ungeschlachter, um so besser. Unwille und Trauer über die Höllenthalbahn sind um so berechtigter, als ihr Nutzen in keinem Verhältnis zu dem Schaden steht, den sie gebracht hat — nicht nur zu der Einbuße an Poesie und Schönheit, sondern auch in andern Beziehungen. Wer bei den ernstern Leuten dort anfragt, der wird hören, daß die Zustimmung der Regierung wesentlich auf das ungestüme Drängen zweier Neustädter Firmen hin erfolgt ist, die für ihre Fabrikate bequemern Absatz wünschten. Die Erwerbsverhältnisse der ländlichen Bevölkerung aber haben unter dem Umschwung, den das neue Verkehrsmittel brachte, gelitten. Es erstickte die alten Verkehrsmittel und machte damit die Fuhrleute, die die Holzabfuhr in dem waldreichen Gebiet besorgten, die Schmiede und andre Handwerker, die dabei in Frage kamen, brotlos. Die alte Poststraße, die den Verkehr von Schwaben her nach dem Rhein seit Jahrhunderten vermittelte, und von deren außerordentlicher Belebtheit die nun verwaisst stehenden mächtigen Stallgebäude der ehemaligen Posthalterei Hüllsteig Zeugnis ablegen, ist verödet. Während sonst im Winter wie im Sommer das gesunde, volkstümliche Leben in dem stattlichen Gasthaus nie still stand, das von der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an den Mittelpunkt des Verkehrs bildete, jagen jetzt die Eisenbahnzüge vorüber, und der Verdienst ist auf das beschränkt, was etwa Sommerpensionäre und Touristenschwärme während der heißen Monate einbringen. Knechte aber und Dienstmägde sind nicht zu haben, weil alles gewinn- und vergnügungssüchtige junge Volk den Weg zur Fabrikarbeit in der Stadt sucht. So ist zum Vorteil weniger eine natürliche Daseinsform künstlich beseitigt, bei der jedes einzelne Glied der Gesamtheit auf seine Rechnung

*) Man sollte nie andre Eisenbahnbrücken bauen als solche, bei denen der Bogen unterhalb des Übergangsniveaus bleibt. Ein leichtes Herübertragen eines einzelnen Bogens, wie bei der Koblenzer Eisenbahnbrücke, ist allenfalls erträglich, jedes Mehr aber unerträglich.

kam, die also selbst für eine angemessene Verteilung des Besitzstandes sorgte; und das, während die ganze Weltlage unter dem Druck der unglücklich verschobnen Besitzverhältnisse leidet, die durch die reißend schnelle und maßlose Entwicklung der Großindustrie vor allem andern herbeigeführt worden ist. Wenn die Weiterführung der Bahn nach Donaueschingen hinüber zustande kommen sollte, so wird sie vielleicht an praktischer Bedeutung gewinnen; daß sie notwendig gewesen sei, und daß nicht ebenjowohl eine andre Linie für die Verbindung von Ost und West hätte gewählt werden können, kann niemand behaupten.

Eine Gefahr, die erst seit kurzen die Schönheit der Natur bedroht, liegt in der immer mehr um sich greifenden Antastung natürlicher Wasserläufe zur Verwertung ihrer elektrischen Kraft. Im Harz tauchte vor einigen Jahren der Plan auf, die schäumende Bode mit ihren Wasserfällen oberhalb der Kofstrappe eine Strecke weit abzuleiten, um den Ort Thale am Ausgange der Schlucht elektrisch zu beleuchten. Es giebt nichts gleichgiltigeres als die Frage, ob die paar nachtwandelnden Bewohner eines solchen Städtchens, und wäre es selbst Quedlinburg oder Blankenburg, durch ihre Straßen bei Petroleumlaternen oder elektrischem Licht gehen. Höchstens würde das elektrische Licht mit seiner frostigen eleganten Helle einen unangenehmern Gegensatz gegen die Gemütlichkeit der altertümlichen Straßen bilden, als Öl oder Petroleum. Von dieser Wahrheit einen fortschrittsdurstigen Stadtbürger überzeugen zu wollen, würde freilich ein ebenso vergebliches Bemühen sein, wie das andre, ihm begreiflich zu machen, daß die Freude über den glücklich erreichten zehntausendsten oder hunderttausendsten Einwohner eine kindische, kurzfristige Freude ist. Zum Glück war in diesem Falle die Entrüstung der vernünftigen Leute mächtig und laut genug, um die Philister verstummen zu machen und so zu verhindern, daß einer vollkommenen Nichtigkeit zuliebe die wilde Großartigkeit des Kofstrappenthals hingeopfert würde.

Ein ähnlicher, nur noch ungeheuerlicherer Plan spukt jetzt in den Köpfen einiger süddeutscher Techniker und Unternehmer. Man will nichts geringeres, als die gewaltigen Stromschnellen bei Laufenburg, einige Meilen unterhalb Schaffhausen, der Elektrizitätsentwicklung dienstbar machen und zu diesem Zweck den Rhein (!) ableiten, um seine Wassermasse in einem Kanal abzufangen! Wer Laufenburg gesehen hat, der weiß, daß es wenig Städtebilder auf deutschem Boden giebt von ähnlich wild phantastischem Zauber: ein unmittelbar am Ufer des reißenden Stromes auf Felsengrund sich hoch aufbauendes Städtchen durchaus mittelalterlichen Charakters, überragt von Warttürmen, Schloßtrümmern und einer gotischen Kirche, und ihm zu Füßen der smaragdgrüne, jugendliche Rhein in rasendem Toben, Brausen und Schäumen über die zerrissenen Klippen sich in die Tiefe stürzend! Einstweilen ist es noch keiner der beiden Gesellschaften, die sich, jede mit einem andern Projekt, bei der

badischen Regierung bemühen, gelungen, die Erlaubnis zur Ausführung ihres Plans zu erlangen. Darf man erwarten, daß an entscheidender Stelle das Gefühl der Verantwortung auf die Dauer stark genug bleiben werde, um eine That abzuwehren, die getrost ein Verbrechen an der Menschheit genannt werden dürfte?

In geringerem Umfang ist ähnliches im Süden des Schwarzwaldes leider Gottes schon reichlich verübt worden. Auch gerade in der Nähe von Laufenburg hat kürzlich eine große Fabrik, deren Baulichkeiten vom rechten Rheinufer her einen häßlichen Mißton in die Schönheit des Gesamtbildes bringen, die Erlaubnis erhalten, ein idyllisches Waldthal zu verderben: der Bach, der rasch über Felsgestein bergab fließend auch einen sehr anmutigen Wasserfall bildet, soll eine Stunde oberhalb abgeleitet und das Thal trocken gelegt werden. Ein Laufenburger Bürger erzählte, daß namentlich schweizerische Unternehmer, denen durch die Zollerhöhung der Absatz in Deutschland erschwert sei, sich auf der badischen Rheinseite anzukaufen versuchen, um dort Fabriken anzulegen und den Zoll zu sparen. Und die guten deutschen Gemeinden bezubeln dies ihnen nahende Glück, sie thun alles, bieten sogar Steuererlaß auf mehrere Jahre an, um nur eine Fabrik in ihre Nähe zu bekommen. „Dann wollen die Mädchen und Burschen, erzählte er weiter, bei niemandem mehr Magd und Knecht sein, lernen die Viederlichkeit und verprassen abends ihr Geld, das sie tagsüber in der Fabrik verdient haben. Aber Fremdenbesuch, der Geld brächte, giebt es bei uns nicht viel, und so wollen die Leute Fabriken haben.“ Natürlich! um doch auch mitzumachen und ihr Teil von der allgemeinen modernen Glückseligkeit abzubekommen, die ihnen so lockend nahe vor die Augen gerückt ist, seit sie die Eisenbahn haben! Die Eisenbahn, die die Begehrlichkeit geweckt, die Einfachheit und Genügsamkeit der ländlichen Zustände zerstört, in die Solidität des kleinen Geschäftsverkehrs das Gift städtischer Schwindelf Konkurrenz getragen hat!

Wie es niemand einfallen kann, von einer vernünftigen, höhere Rücksichten achtenden Nutzung der Bodenerzeugnisse und Naturkräfte abhalten zu wollen, so könnte auch nur ein Narr fordern, die Menschheit oder ein einzelner Staat solle auf Eisenbahnen, auf Elektrizität und Fabriken verzichten. Aber zwischen Gebrauchen und Gebrauchen ist ein Unterschied. Es kommt alles auf das Maß an, das man walten läßt. Den Wald ausrodern bedeutet, wie Niehl einmal ausführt, bis zu einer gewissen Grenze Fortschritt und Kultur; über diese Grenze hinaus bedeutet es Barbarei, und zur Kultur wird umgekehrt das Schönen und Ansäen. Mit dem vermeintlich absoluten Fortschreiten, das die sogenannten Errungenschaften der Neuzeit darstellen sollen, steht es gerade so zweischneidig. Wer die Gesamtlage überblickt, dem erscheint der Wendepunkt längst überschritten, der Überschuß an negativen Ergebnissen, wie er in unsrer sozialen Entwicklung hervortritt, riesengroß. Nur wessen Augen stumpf geworden sind, weil er zu unverwandt in die eine große Blendlaterne hinein-

gesehen hat, kann das Gegenteil behaupten. Und wie könnte es anders sein nach Jahrzehnten maß- und widerstandsloser Einseitigkeit, mit der man dem Drängen einer übermächtigen Bewegung nachgegeben hat? Möchte man doch endlich einmal anhalten, sich bestimmen und die Augen für das aufthun, was rechts und links niedergeworfen und zertreten am Boden liegt!

Seit das große, wirklich unentbehrliche Schienennetz deutscher Eisenbahnen für den Weltverkehr fertig ist, welche Fülle von Verzweigungen sind in Szene gesetzt worden, oft von zweifelhaftestem Wert! Setzt noch einem neuen Begehren nach einer Eisenbahn nachgeben, das müßte nur noch in den dringendsten Fällen geschehen dürfen, in wirklich ernstesten Notlagen, wie sie ja freilich für manche Gegenden heutzutage infolge der Verschiebung aller Konkurrenzverhältnisse eintreten können; aber nicht auf die bloße Möglichkeit materiellen Gewinns hin, der irgend welchen Einzelnen zu gute kommt, oder gar zur Befriedigung eines eingebildeten Verkehrsbedürfnisses und einer thörichten Vergnügungssucht.

Es ist der Fluch der Gegenwart, daß sie nichts kennt außer dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt, während doch dem sozialpolitischen und sozialetischen bei weitem die erste Stelle gebührt für die Entscheidung dieser und aller ähnlichen Fragen, besonders auch aller der, die das Fabrikwesen berühren. So sollte vor allem die Anlegung von Fabriken auf gewisse Gegenden, namentlich auf die unmittelbare Nähe großer Städte eingeschränkt werden, damit dem Lande, das jetzt immer mehr von industriellen Anlagen durchsetzt wird, sein ursprünglicher, im vollen Sinne des Wortes ländlicher Charakter gewahrt oder wiedergewonnen werde. Durch eine solche Reform würde einer gebieterischen ethischen wie einer ebenso dringenden ästhetischen Forderung in gleicher Weise entsprochen werden, wie es denn merkwürdig genug ist, daß in der unendlichen Mehrzahl der Fälle thatsächlich eins vom andern nicht zu trennen ist.

Wenn schon hiermit Großes erreicht, eine unabweisliche Vorbedingung erfüllt werden würde, so liegt doch das Hauptgewicht noch an einer andern Stelle. Wir werden nicht eher wieder zu gesunden Zuständen gelangen, bis der fabrikmäßige Betrieb lediglich auf die Dinge eingeschränkt wird, die einzig und allein so und nur so gemacht werden können. Alles andre, namentlich alles das, was irgend einen wenn auch noch so unscheinbaren Zusatz des Geschmacks, des künstlerischen Gestaltens, des Individualisirens, also der Freiheit zu seiner vollkommenen Herstellung bedarf, muß dem Handwerk zu ausschließlicher Behandlung zurückgegeben werden, weil es seiner Natur nach ihm und nur ihm gehört. Nicht nur daß auf diesen Gebieten die Übergriffe der Fabrik zur Herrschaft unsolider Arbeit geführt haben und führen müssen, nicht nur daß die handwerksmäßige Herstellung solchen Gegenständen einzig und allein einen wirklichen Wert zu verleihen imstande ist, weil sie die Spur der lebendigen und Leben schaffenden Menschenhand empfinden läßt, während die Maschine tote Phrasen an die Stelle des Lebens setzt und damit alle Geschmacksbildung untergräbt — die Bedeutung dieser Frage reicht noch weit

darüber hinaus, weil das Folgenschwerste darin beschlossen liegt, daß dem Arbeiter die Freude an der Arbeit selbst verloren geht, sobald ihm die eigentliche Leistung von der Maschine abgenommen wird. Diese Freude aber an der Arbeit als solcher ist das eigentliche Lebensbrot des Menschen. Nimmt man sie ihm, wie sie dem Fabrikarbeiter genommen wird, der sein Tagewerk gleichgiltig herunterhaspelt, so bleibt ihm nur der öde Erwerb, und für die eingebüßte Arbeitsfreude sucht er Entschädigung in Genüssen, die jenseits und außerhalb seines Berufslebens liegen. Wie ungeheuer die sittlichen Gefahren sind, die sich mit einem solchen Zustande einstellen müssen, wie groß der Anspruch an die sittliche Kraft des Einzelnen ist, trotz alledem nicht in den Schlamm zu versinken, sondern Kopf und Herz oben zu behalten, das braucht wohl nicht erörtert zu werden; jeder Blick in das Leben der Gegenwart giebt erschütternde Beweise. Wie ist es möglich gewesen, so möchte man fragen, daß man jahrzehntelang wohlgemut zusehen konnte, wie das Handwerk mit seinem goldnen Boden hilflos dem Untergang entgegen getrieben wurde, um in dem Fabrikwesen eine Daseinsform weit über das ihr gebührende Maß hinaus sich entwickeln zu lassen, die ihrer Natur nach so bedenklich ist, daß es gerade schlimm genug bleibt, mit dem Unvermeidlichen davon sich abfinden zu müssen! Nur eine Änderung von Grund aus kann hier Heilung bringen. Einstweilen sind wir leider so himmelweit entfernt von jeder vernünftigen Einsicht in diesem Punkte, daß wir umgekehrt in Gemeinschaft mit Franzosen und Engländern nachdrücklich bemüht sind, die herrlichen Handwebereien des Orients oder die mit der Hand gefertigten Metallarbeiten Marokkos auszurotten, indem wir unsre billigen, wertlosen Fabriknachahmungen unsrer Maschinen, unsre kalten, künstlichen Anilinfarben und alle die andern Heucheleien, mit denen wir prahlen, in jene Länder einführen. Das nennen wir dann den zurückgebliebenen Völkern die Segnungen des Fortschritts bringen! Die einzige Hoffnung auf Umkehr wurzelt darin, daß die Wahrheit, die in der Natur der Sache liegt, doch schließlich ihr Recht mit Übermacht fordern muß. Dann würde der Wert der Menschenkräfte wieder in sein Recht treten, während die Maschine heute eine Menschenkraft nach der andern überflüssig zu machen vorgiebt; die Erwerbsverteilung würde in weiten Schichten wieder gesunden, es würde weniger und teurer, aber wieder gut, dauerhaft und schön gearbeitet werden, und wir wären erlöst von dem Wust aufgebauschter inhaltloser Nichtigkeiten, die jetzt unser Dasein bis zum Ekel überschwemmen.

(Schluß folgt)

